

Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode

von Wisconsin u. anderen Staaten.

Redigirt von der theol. Fakultät.

Jahrg. 28. No. 14.

Milwaukee, Wis., den 15. März 1893.

Lauf. No. 694.

Inhalt: Sätare. — Die Geschwister. — Die Predigt des göttlichen Wortes. — Unsere Erlebnisse auf der Reise zu und unter den Indianern des Südwestens. — Ein Amerikaner über das amerikanische Freischulwesen. — Kürzere Nachrichten. — Jubiläumsfeier. — Kirchweih. — Dringende Bitte. — Veränderte Adresse. — Quittungen. — Büchertisch.

Sätare.

Text: 2. Corinther 12, 9.

Und er hat zu mir gesagt: Daß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.

Wie ein Mensch dazu kommt, sich eines ihm widerfahrenen Unfalles zu freuen, und sein Geschick im Unglück zu preisen, weil ihm dadurch die Theilnahme seiner Mitmenschen zugewendet wurde, mehr denn er ohne dies sie je erfahren hätte, oder weil ihm das Unglück Gelegenheit wurde zur Bekanntschaft mit einer Person, mit der umgehen zu können er für sein Lebensglück achtet, — oder weil er durch die Noth und Verlegenheit, in die er gerieth, auf eine nützliche Erfindung geführt wurde, die ihm und andern zu großem Segen geworden ist; — wie der Christ dazu kommt, Gott für die Trübsal zu danken, weil er darin gelernt hat, Gott suchen und ihn gefunden hat; und wie St. Augustin dazu gekommen ist zu sagen: O selige Sünde, die uns einen solchen Heiland eingetragen hat! — so ist der Apostel Paulus dazu gekommen, sich am allerliebsten zu rühmen seiner Schwachheit, weil er weiß, daß wir in Christo einen Heiland haben, der mit unserer Schwachheit Mitleid haben kann.

Es ist bemerkenswerth, was den Apostel veranlaßte, in diese Worte auszubrechen. Wie wir aus mehreren seiner Briefe hören, hatte er viel Last und Noth mit den von ihm gegründeten Gemeinden. Er mochte in etlichen Gemeinden noch so fleißig das Evangelium lehren und noch so dringend einschärfen, daß nur das Evangelium im Stande sei, einen Menschen fromm und gottselig zu machen; er mochte ihnen Christum noch so deutlich und schön vor die Augen malen, — so wurden sie, wie es leider auch sonst geht, doch dessen überdrüssig. Und kamen falsche Lehrer, die ihnen eine äußerliche Werkheiligkeit anpriesen, — so fielen sie denen zu. Ja, sie litten es und konnten es anhören, daß die falschen Lehrer sich selbst anpriesen und ihn, den Apostel, verdächtigten. — Da mußte sich denn auch Paulus vertheidigen, und thut

das auch in einem längeren Abschnitte, dazu unsere Textworte gehören. Er sagt da, er könnte sich auch mancherlei Dinge rühmen und zählt deren etliche auf. Zuletzt aber schließt er mit diesen verwunderlichen Worten: er wolle sich doch am allerliebsten seiner Schwachheit rühmen. Dies ist eine sonderbare Rede, daß er sich einer Sache rühmen will, die doch des Ruhmens nicht werth ist. Bei genauerem Zusehen indeß werden wir erkennen:

Daß ein Christ nicht besser thun könne, als seiner Schwachheit sich rühmen.

Denn damit bleibt er:

1. Sicherlich bei der Wahrheit.

Also ein Christ kann nicht besser thun, als seiner Schwachheit sich rühmen, weil er zunächst damit bei der Wahrheit bleibt. Dies freilich aber nur dann, wenn man's überhaupt nicht falsch versteht. — Es giebt, wie jedermann weiß, solcher Christen genug, welche allerdings in großen Schwachheiten und Gebrechen stecken. Der eine hat einen losen Mund und läßt seiner leichtfertigen Zunge freien Lauf zu unnützen Reden; der andere ist ein zänkischer, feindseliger Mensch; ein dritter betrinkt sich öfter einmal; ein vierter ist hochmüthig und eitler Ehre geizig; wieder ein anderer läuft dann und wann, ja vielleicht recht oft, mit der Welt in ihrem eitlen Wandel und ungöttlichen Wesen u. s. w. — Darin bleiben sie denn auch für und für und wird's nicht anders und besser mit ihnen. Sie sagen wohl auch: Ja, das ist unsere Schwachheit; aber es sollen's ja doch unsere Werke auch nicht machen, sondern Christus. Der will ja arme Sünder selig machen, und — wir können nichts anders von uns rühmen, als daß wir arme schwache Sünder sind.

Das heißt nun sicherlich die Worte Pauli ganz falsch verstehen. Daß dies nicht Sinn und Meinung seiner Worte ist, zeigt seine Gesinnung und sein Wandel zur Genüge. Er war wahrlich kein fauler Christ, sondern eifrig wie in seinem besonderen Apostelamt, so in allen christlichen, guten Werken. Seine Gesinnung ist diese, daß man dem Fleisch nicht dürfe Ruhe lassen, sondern dagegen kämpfen müsse. Ja, ganz sonderlich verwirft ers als eine gräuliche, verdammliche Meinung, daß man sündigen wolle und in Sünden bleiben, damit Gott desto gewisser die Ehre bleibe, uns aus Gnaden selig zu machen. Also ist's gewiß, wenn der Apostel spricht: Ich will mich

am allerliebsten meiner Schwachheit rühmen, — so will er damit nicht den faulen Christen ein bequemes Ruhebett ihrer Fleishesträgheit machen; er will nicht die Sündendiener unter den Namenschristen damit trösten. Und der versteht seine Worte gänzlich falsch, welcher dieselben zu einer Entschuldigung für seinen besleckten Wandel und sein Bleiben und Verharren in allerlei Sünden machen will.

Aber es kann auch solche Christen geben, die das Wort Pauli richtig verstehen und dennoch damit nicht bei der Wahrheit bleiben. Das sind solche, die es in Heuchelei sagen. Und die sind nicht gerade selten. Sie haben eine genügende Erkenntniß von dem Verderben der menschlichen Natur überhaupt; sie sehen auch wohl solch Verderben an sich selbst. Von auffälligen Flecken im Wandel sind sie dabei vielleicht auch frei und zeigen einen gewissen Eifer in christlichen Dingen. — Solche Leute erscheinen denn ganz löblich, und sonderlich löblich will dann noch das an ihnen erscheinen, daß sie mit demüthiger Art von sich bekennen: wie sie zu schwach seien, wie sie gar weit zurück bleiben hinter dem, was sie sein sollten, wie sie zu kämpfen hätten u. s. w. — Sieht man solche Leute, so wird man ordentlich froh und denkt: Was für liebe, rechtschaffene Christen das doch sind! Aber, aber! Man sage einmal einem: Ja, ja, dies oder das da ist eine von deinen Schwachheiten, und die mußt du auch ablegen! so wird man bald erfahren, wie schlecht man's damit bei ihm getroffen, wie man's auf einmal mit diesem vortrefflichen Christen gänzlich verdorben hat. O, wie nehmen sie's übel und werden böß, daß man sich herausnimmt, sie noch tadeln zu wollen. — Ihr ganzes Reden war nichts als Heuchelei. Um ihrer demüthig klingenden Reden willen sollte man sie auch für recht demüthige und vorzügliche Christen halten. Nicht darum redeten sie von ihrer Schwachheit, als wäre ihnen nichts lieber, denn daß man sie auf die eine oder andere aufmerksam machte und darum strafte, — sondern daß man sagen sollte: Ei, was sind das für treffliche Leute! Ach, wäre man nur auch schon so weit wie sie! — Vorkommenden Falls können so herrlich christlich scheinende Leute noch viel erbotter werden als jene vorgedachten Knechte der Sünde, wenn ihnen das, was sie Schwachheit nennen, als schändliches Sündenleben und fleischliche Sicherheit aufgedeckt wird. Und was offenbaren sie, wenn sie in solcher Bosheit bleiben? Daß sie eben keine Kinder Gottes sind. Denn die nehmen Züchtigung

und Strafe in Sanftmuth an, — und werden auch gebessert.

So bleibt man mit den Worten Pauli, der sich am allerliebsten seiner Schwachheit rühmen will, nur dann bei der Wahrheit, wenn man sie recht versteht und wie er in Aufrichtigkeit spricht. — Wie meint's denn Paulus? Wenn er von Ruhm seiner Schwachheit spricht, so ist das, die beiden Worte: Ruhm und Schwachheit zusammengehalten, ein rechter scharfer Spott, damit Paulus sich selbst vor Gott und Christo demüthigt. Es ist, als wollte er sagen: Was kann ich wohl von mir und an mir, wie ich von Natur bin, rühmen? Er antwortet: Meine Schwachheit, mein sündliches Verderben. Darin bin ich überaus vollkommen. Vollkommen ist darin meine Kraft und Tüchtigkeit zu allem, was Gott mißfällt. Ich habe brünstige, eifrige, dauernde Liebe zu mir selbst, zu meiner Lust, zum Leben nach meiner Lust; ich halte nichts so hoch als mich selbst; ich frage nach nichts so, als nach mir selbst; ich diene niemandem so gern und willig, als mir selbst. — Vollkommen ist darum meine Untüchtigkeit zu allem gottgefälligen Werk. Ich verstehe gar nichts davon. Ich weiß vor allen Dingen gar nichts von dem, was es heißt: Gott ehren. Thue ich, was noch gut aussieht, so thue ich's aus Selbstgefälligkeit, — in keiner andern Meinung, als: Gott müsse mich darum hoch ansehen und ich müsse vor ihm als ein überaus trefflicher Mensch gelten. Kurz, — so will Paulus sagen, — es ist wahr, in der Schwachheit und Untüchtigkeit meines erbündlichen Verderbens bin ich vollkommen. An mir, wie ich von Natur bin, kann ich als etwas, darin ich recht tüchtig und vollkommen bin, nichts rühmen, als meine Sünde und Verderben. Ich muß schon rühmen: Es konnte nichts mehr geschehen, als was durch mein sündliches Verderben bereits geschehen ist, mich noch unreiner und verdammlicher vor Gott zu machen, als ich bin. Ich muß schon rühmen: Um meiner Sünde und sündlichen Verderbens willen habe ich den gerechten Anspruch auf — die ewige Verdammniß.

Dies von sich rühmen, das heißt gerade das Gegentheil thun vom Rühmen, nämlich: sich zu Schanden hinstellen vor Gott. Aber es ist ein Rühmen, damit man bei der Wahrheit bleibt. Denn das ist ja gewißlich wahr nach der ganzen heiligen Schrift, daß böse ist unseres Herzens Dichten von Jugend auf; daß fleischlich ist unser Gesinnthein und eine Feindschaft wider Gott; daß wir nach Gott nicht fragen und untüchtig sind zu allem Guten.

Wer da meint in seinem eigenen Wesen etwas Besseres zu entdecken, — nun, der ist sicher nicht von denen, die Gott gehören. Denn in der ganzen Schrift ist kein Mann Gottes zu finden, der nicht spräche wie Paulus. „Alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid“ spricht Jesaja (64, 6). „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?“ rief Hiob (14, 4). „Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeuget und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen“, klagt David (Ps. 51, 7). Und so durch die ganze Schrift. Wer da meint etwas Besseres zu sehen an sich, der ist blind und ein Lügner wider Gott. Denn so wir sagen: Wir haben keine Sünde, — so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns, d. h. so lügen wir. Aber, eben Sünde ist nicht diese oder jene kleine Schwachheit, dabei der Mensch noch sagen könnte, im Grunde habe er doch ein gutes Herz. Eben das ist die Lüge. Denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. — Wer da meint etwas Besseres an sich zu sehen, als böllige Verderbtheit seines natürlichen Wesens, der wird, so lange er ein solcher blinder, eitler und eingebildeter Thor ist, freilich nicht dahin kommen, zu jammern wie Paulus thut: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Denn seiner Schwachheit sich rühmen ist nichts anderes, als von sich rühmen: Ich bin ein elender Mensch, verloren zum ewigen Tode. — Aber ein solcher wird auch dahin nicht kommen, mit Paulo zu sprechen: „Ich danke Gott durch Jesum Christ, unsern Herrn“; ich Elender bin durch Christum herrlich vor Gott; ich des Todes Werther habe durch ihn Leben; an mir ist nichts Verdammliches mehr, denn ich bin in Christo. — Und hiermit kommen wir auf den andern Punkt unserer Betrachtung, daß nämlich der, welcher also sich seiner Schwachheit rühmt, damit nicht bloß bei der Wahrheit bleibt, wie sie in der heiligen Schrift über uns Sünder offenbart ist, sondern daß er damit:

2. Auch bei der Gnade bleibt.

Das giebt auch Paulus zu verstehen, da er sich dessen getröstet, daß der Herr zu ihm gesagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, und darum am allerliebsten sich seiner Schwachheit rühmen will, auf daß die Kraft Christi bei ihm wohne. Es ist darum ein solch Rühmen ein heilsam und ein selig Rühmen.

Es ist ein heilsam Rühmen. In einem solchen Menschen kann durch den Glauben die Gnade Christi und Christus selbst wirken und schaffen, was zu einem wirklich christlichen und gottseligen Leben gehört. Dagegen wird es bei einem solchen Menschen niemals zu einem wahren christlichen Leben kommen, der nicht zu der durchbringenden Ueberzeugung gekommen ist, daß in ihm von Natur nicht die geringste Kraft steckt zum Guten, und er ohne Christus auch nicht das geringste thun kann von dem, was Gott gefällt. — Um ein Gleichniß zu gebrauchen. Gesezt, da ist ein kranker Mensch. Nun sind da etliche Pfscher und Quacksalber, denen er sich in die Hände giebt, die weder sein Leiden erkennen noch wissen, was ihm wohl thut. So wird's nicht besser mit ihm. Es wäre gewiß ein Glück für ihn, wenn er zu diesen Pfschern spräche: Ihr macht das Uebel nur ärger und richtet mich vollends zu Grunde; und sich darauf gänzlich einem wahrhaft kundigen und geschickten Arzte anvertraute. — So ist es geistlicher Weise mit dem Menschen. All die Schäden und Gebrechen geistlicher Art heilet man nicht mit Pfscherei. Und doch giebt sich der Mensch allezeit solange mit solcher Pfscherei ab, als er nicht überzeugt ist, daß er von Grund aus ein verderbter, hilfloser und verlorener Mensch ist, dessen Schade viel tiefer sitzt, als er denkt. — Um nur ein leider nicht seltenes Beispiel anzuführen: Es beslede sich ein Mensch zum öfteren mit der Sünde des Trunkes oder sei gar tief in diese Sünde hineingerathen. Der wird sich vorhalten, wie er damit seinem guten Namen schade, wie dadurch auch die Seinen in lauter Trübsal und endlich in große Noth gebracht werden; vielleicht selbst, daß es vor Gott nicht recht sei; er wird allerlei gute Vorsätze fassen, und — was er heute gelobt, ist morgen vergessen; er bleibt der alte Knecht seiner Sünde. Und wenn er's wirklich zu Stande bringt, daß er davon läßt, so ist es gemeinhin also, daß an Stelle dieses Gebrechens nur ein noch viel schlimmeres tritt. — Also einen solchen Sündenschaden heilen, ist geistliche Pfscherei. Und alles dies, als seine Ehre und guten Namen und der Seinen Glück und dergleichen bedenken, heißt nichts anderes, als lauter böse, schlechte Helfer und Aerzte rufen. — Wenn aber ein solcher Mensch zu der Erkenntniß kommt: Du kannst dir selbst in keinem Wege helfen; du bist der Sünde Knecht; ein armer, verlorener Mensch, der nichts kann denn nur sündigen; und ruft an Gottes Erbarmen; — dann wird er dem in die Hände fallen, von dem schon David rühmt, daß er alle Sünde vergiebt und heilet alle Gebrechen. Der, Jesus Christus, der rechte Arzt der Seelen, wird in ihm, dem Schwa-

chen und Verderbten, mächtig sein, ihn lösen und befreien von seinen Sündenketten; denn wen der frei macht, der ist recht frei. Und er ist dazu gestorben und auferstanden, daß wir in ihm Kraft haben, der Sünde abzusterben und der Gerechtigkeit zu leben. — Darum ist der Schwachheit sich rühmen, wie gesagt, ein heilsames Rühmen; denn es ist nichts anderes als sich hinwerfen vor Gott in rechter Beschämung mit seinem ganzen Sündenverderben. Und wo das geschieht, da kann Christus heilen und helfen. Darum, wer nicht ehrlich vor Christo sich bloßgiebt und nicht rückhaltlos sein gänzlich Verderben eingestehet, der wird nimmer zu einer wahrhaften Frömmigkeit kommen.

Es würde nun freilich ein Christ wenig Freude haben, so sich seiner Schwachheit vor Gott und Christo zu rühmen, wäre es nicht zugleich ein seliges Rühmen, — ja das zu allererst. Denn ehe noch Christus an das Heilen der Gebrechen geht und zu rechtem frommen Wandel hilft in Gedanken, Wort und Werk, hebt er an, die Seele zu trösten und in seiner Gnade selig zu machen. Denn wer in seine Hände fällt, fällt ja in lauter Liebe, Leben und Seligkeit. Wo er einzieht, zieht ja nichts ein als Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. — Aber Christus will einer Seele Alles sein oder Nichts. Meint daher ein Mensch, ein so ganz ungerechter sei er doch nicht, — nun, was bedarf denn der eines Christus, der nur die Gottlosen gerecht machen will? Meint er, daß er sich schon um seiner selbst willen doch auch ein wenig Gottes getrösten könne, — was will er denn mit Christo, der allein der Seelen Trost sein will? Sich auf sich selbst verlassen, noch bei sich selbst Trost finden, — das ist Fleisch. Und dies Fleisch leidet nicht den Geist, d. i. den Trost und Frieden Christi und seine alleinige uns vor der Verdammniß deckende Gerechtigkeit. Wer's so halb und halb halten will, wird's freilich nicht lernen, sich seiner Schwachheit selig rühmen, d. i. aufrichtigen Herzens sagen: Ich bin ganz verderbt und verloren, — aber Christus macht mich selig.

Nun, dies gerade ist bei den meisten unserer Christen die Hauptgefahr, das halbe Wesen. Immer stachelt der Satan den alten Sündenhochmuth in uns auf, daß wir uns nicht als gänzlich Gottlose ganz verloren geben wollen. Wer sich damit betrügen läßt, der wird sicher ganz verloren gehen. — Darum wolle der treue barmherzige Gott uns helfen, daß es mit uns stehe wie mit Paulo, der da spricht, Kap. 11, 30, 31: „So ich mich je rühmen soll, will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, welcher sei gelobet in Ewigkeit, weiß, daß ich nicht lüge.“ Ja, das helfe uns Gott, daß, wo wir uns unserer Schwachheit rühmen, es nicht Lüge sei, sondern Wahrheit, auf daß die Kraft Christi in uns mächtig sein könne zum Leben in Gott und zur Seligkeit in Gott. Amen.

Die Geschwister.

Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges.

Von J. B.

(Fortsetzung.)

In der Stube war das Vesperbrod hergerichtet. Es bestand aus einem Brei, der in einer Holzküffel dampfte, und etwas Haberbrod. Frau Kot ließ den Gast am Tische mit niedersitzen und erzählte, daß wohl vor einer Stunde ein junger Bursche im Gehöß gewesen sei, der sich nach einem Kameraden erkundigt, auch nebenbei gefragt habe, ob sie nichts von den Schweden gesehen habe?

Der Fremdling horchte gespannt auf.

„Wißt Ihr, wo er hinaus ist?“ fragte er.

Als die Müllerin dies verneinte, da ſie darauf nicht geachtet habe, ſtürzte er das Eſſen ſchnell hinunter und erhob ſich unruhig.

„Ich denke, wir werden eins,“ flüſterte er Hänſel zu, und wie der Wind war er fort.

„Was haſt Du eigentlich mit dem?“ fragte die Müllerin.

Hänſel erzählte, ohne des Zweckes zu erwähnen, den der Kamerad verfolgte.

Frauen haben ein feines Gefühl. So ſagte ſie denn: „Ich glaube, die ſind auf gefährlichen Wegen, hüte Dich, Hänſel!“

Der Abend vergoldete die höchſten Linien der Bergwälder und warf einen röthlich blauen Schimmer über die fernern Höhenzüge. Der Himmel, welcher biſher wie eine blaue Glaskuppel die Berge ſammt dem Waldthal umfangen hatte, zeigte nun abendwärts ſchwere Wolken, und trotzdem es herbſtlich kühl war, wetterleuchtete es manchmal über dem Walde, der im Abendhauch aufſchauerte.

Pferdegetrappel ſtürte die tiefe, ſchlafähnliche Ruhe, in die die Waldmühle gebettet war, etwas ſo Ungewöhnliches, daß die drei Bewohner zu gleicher Zeit ans Fenſter eilten.

„Meiner Treu!“ rief die Müllerin, „daß iſt ja der Herr von Breidenſtein, der Leutnant, der auf unſern Hof reitet. Er wird doch nichts wider uns haben? Ich wüßte nichts. In den Kriegszeiten hat man am liebſten keinen Soldatenbeſuch.“

Einige Reiter mit der blauen ſchwediſchen Feldbinde kamen im Trab vor die Thür geritten, mehrere ſprangen von ihren Thieren und drangen in die Mühle ein.

„Womit kann ich dem edlen Herrn dienen?“ fragte die Müllerin, indem ſie ſich mit beſorgter Miene den Eintretenden näherte.

„Wer wohnt in dieſer Mühle?“ fragte der Leutnant kurz.

„Ich, eine Wittwe, mit dieſen Beiden.“ —

„Es müſſen noch mehr da ſein,“ rief der Offizier.

„Wir drei allein.“

„So hat ſich ein anderer davon gemacht.“

„Unmöglich, edler Herr! Wir wohnen allein hier.“

„Frau, heraus mit der Sprache! Man hat einen Spion abgefangen, der, wie verſchiedene Leute ausſagen, von hier gekommen iſt, und es müſſen noch ein paar da ſein.“

„Unterſucht die Mühle und paßt auf, daß niemand entkomme!“ befahl er den Soldaten, indem er ſelbſt mit gezogenem Degen im Zimmer blieb.

Hänſel fühlte ſein Herz gewaltig pochen. Die Müllerin erzählte auf Befragen des Leutnants von ihrem unbekanntem Gaſt und wie Hänſel ihn aus dem Wald mitgebracht habe.

Die Soldaten kehrten bald unverrichteter Sache zurück.

Der Leutnant ſtampfte mit dem Fuß auf dem Lehm Boden. „Wir müſſen ſie alle haben, dieſe Spione!“ rief er. „Ihr da, hierher, nehmt dieſen Burſchen mit. Mitgegangen, mitgehangen!“

Vieſel warf ſich ihm mit einem Angſtſchrei zu Füßen.

„Erbarmen, edler Herr! mein Bruder hat nie die Mühle verlaſſen.“

„Das iſt wahr!“ bekräftigte die Müllerin. „Er ſteckt wahrhaftig nicht mit darunter. Seid gnädig, edler Herr von Breidenſtein, ſchont ſeiner!“

Hänſel war vor Schrecken ganz bleich geworden. Er konnte vor Angſt nichts ſagen.

„Fort mit ihm!“ kommandierte der Leutnant. „Alle behaupten, daß ſie unſchuldig ſind, wir kennen das.“ Die Soldaten ſtießen Hänſel nach der Thür. Da kam ihm die Sprache wieder.

„Gnädiger Herr, Gott weiß, daß ich unſchuldig bin!“ rief er zitternd hervor. „Ich habe ein Zeichen dafür, daß ich nichts Böſes treibe.“

„Das wäre!“ ſagte der Offizier. „Eine Ausrede weiß jeder. Führt ihn fort!“ Seinen Degen einſteckend, wollte er gehen.

„Hier iſt es!“ rief Hänſel, und in ſeiner Hand leuchtete der koſtbare Gurt. „Seht hier den Namen, gnädiger Herr, „Ella von Breidenſtein“ ſteht darauf. Vor Jahren ſaud ich ihn auf dem Schlachtfeld, und wegen des Namens, der darauf ſtand, hab' ich ihn treulich verborgen und wollte ihn auf Schloß Breidenſtein wieder abgeben, wo er wahrſcheinlich geſtohlen worden.“

„Meiner Schwefter Gürtel!“ rief der Leutnant überrascht, und Du wiſſt ihn von ungefähr gefunden haben, und vor Jahren wollteſt Du ihn abliefern und haſt es bis heute vergeſſen? Bringt den Burſchen fort, ſchnell!“

„Ich konnte ihn noch nicht abliefern!“ jammerte Hänſel, ſich in den Händen der Soldaten windend.

„Die Kaiſerlichen!“ ſchrie es in dieſem Augenblick vom Hofe.

Dem Leutnant entfiel der Gurt. Er riß ſeinen Degen heraus und griff mit der Linken nach einer Piſtole.

Im Nu ſaß alles zu Pferde, während drüben auf der Wiefe ein Trupp kaiſerlicher Reiter erſchien, die auf die Waldmühle mit verhängtem Zügel zujagten und aus ihren Karabinern Schüſſe auf die Schweden abgaben.

Unter Angſt und Beben waren die Mühlenbewohner, aus ihrer Stille ſo plötzlich herausgeriſſen, Augenzeugen des erbitterten Kampfes. Die Schweden wurden auf das Gehöft zurückgeworfen und vertheidigten den Eingang ſo lange, bis ſie mit Hänſels Hilfe einen Ausweg ſeitwärts durch den Buſch fanden, wo ſie in ſauſendem Galopp entſchwanden.

Statt ihrer ritten die Kaiſerlichen auf den Hof und drohten in hellem Zorn, ſie würden alle niederſchießen, weil man die Schweden aufgenommen und den Kaiſerlichen zu Hohn und Spott, gar auf einem heimlichen Pfade gerettet habe.

Die Müllerin warf ſich zuſammen mit den Geſchwiftern vor die Füße der Pferde. Schon knackten die Hähne der Karabiner, es ſchien, als wollte kein Erbarmen aufkommen.

„Wir haben nicht die Schweden aufgenommen,“ rief die Müllerin unter Thränen. „Sie ſind gekommen und haben uns bedroht, weil ein kaiſerlicher Spion hier geweſen.“ —

„Ihr habt ſie entwiſchen laſſen, das kann Euch nicht durchgehen,“ ſchrien die Reiter und fluchten fürchterlich.

„Mit dem Tode haben ſie uns bedroht, wenn wir ihnen nicht einen Ausweg zeigten,“ rief Hänſel.

„Laßt ſie leben,“ ließ ſich einer der Reiter vernehmen. „Wir wollen ihnen die Mühle abbrennen, dann werden ſie keine Schweden mehr herbergen können.“

„Erſt wollen wir ſehen, was ſie uns als Abzahlung für ihr Leben bieten können,“ warf ein anderer hin, ſprang von ſeinem Pferde und drang in das Haus.

Hänſel war wie durch einen Zauberschlag aus ſeinem Jammer erwacht. Flink war er vor dem Reiter im Zimmer und ließ den Gurt unter ſeinem Rock verſchwinden.

„Lump Du, was wollteſt Du vor mir hier?“ ſchrie ihn der Reiter an. „Haſt Du noch etwas geheim zu halten?“

Seine Kameraden ſtampften hinter ihm her und machten einen ſolchen Lärm und kehrten alles ſo un-

tereinander und übereinander, daß es in dem Wirrwarr Hänſel möglich wurde, ſich ohne eine Antwort hinauszumachen.

Angſtboll durchirrte die Müllerin mit den Geſchwiftern ihren lieben Mühlhof. Sie fürchtete, die Kaiſerlichen würden von ihren Drohungen nicht mehr ablaſſen, und öffnete dem Vieh die Ställe. Da kam ſie aber übel an. Ein Reiter, der die Pferde hielt, verſetzte ihr einen wüchtigen Hieb mit dem flachen Säbel und hieß ſie, das Vieh zuſammenzuhalten, bis die Kameraden wieder da wären. Es dauerte nicht lange, ſo erſchienen ſie. Faſt im ſelben Augenblick ſchlügen aus dem Innern des Hauſes die Flammen hervor.

Ein durchdringender Schrei der Müllerin ſchritt durch den Hof. Die Reiter achteten nicht darauf. Sie ſchleuderten Brände in die Nebengebäude, ſaßen auf, trieben lachend die Schafe und Ziegen vor ſich her und ritten davon.

Wie ein flüchtiger, ſchrecklicher Traum war alles geſchehen.

Eine Secunde lang ſtarrte die Müllerin wie von Sinnen in das glühende Element, das mit reißen-der Schnelligkeit das trockene Holzwerk ergriff. Sie konnte es nicht faſſen, nicht begreifen, daß es ihr Haus und Hof ſei, dem das geſchehe, daß ihr Glück, einſt an der Seite eines tüchtigen Mannes gegründet und mitten im Kriegselend dankbarlich als ſtilles, weltvergeſſenes Daſein geſtriftet, in Feuer und Aſche enden ſollte.

Emporſchreckend aus ihrem dumpfen Brüten, raffte ſie ſich mit einem Verzweiflungſchrei auf und wollte in das Haus ſtürzen, das in Flammen ſtand.

Hänſel und Vieſel hielten ſie mit aller Macht zurück.

„Es iſt umſonſt, Rotin,“ rief Vieſel, „Ihr rettet nichts mehr und verbrennt ſelbſt, wovor Euch der liebe Gott bewahren wolle. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen.“ —

Ein Thränenſtrom brach aus den Augen der Müllerin, welche die Geſchwiftern ins Freie hinauszogen.

„Der Name des Herrn ſei gelobt!“ ſchluchzte ſie, auf die Kniee ſinkend und mit beiden Händen das Geſicht bedeckend.

Der Tagesſchein war verglommen. Fern leuchtete es zuckend aus dem Nachtgewölk, und hin und wieder ein Donner, weitweg verhallend.

Die Waldmühle brach unter Rauch und Flammen zuſammen. Das Feuer röthete die Höhe bis zum Wald.

Wir haben hienieden keine bleibende Stätte, kein feſtes Haus, auf das zukünftige warten wir.

(Fortſetzung folgt.)

Die Predigt des göttlichen Wortes.

(Fortſetzung und Schluß.)

Es kann einem aufmerkſamen Leſer der Schrift ſchon auffallen, daß darin nicht davon zu leſen iſt, daß die Prediger Gottes das, was wir „die Leute rühren“ zu nennen pflegen, ausgerichtet haben, und daß die Prediger, die nach Gottes gnädigem Willen bis ans Ende der Welt ſein werden, ſich darauf legen ſollen, die Leute zu rühren, und daß ſie recht Prediger ſind nach Gottes Herzen, wenn ſie das mit reichlichem Erfolg zu Stande bringen. Zwar iſt das gewiß, daß arme Sünder recht nach Gottes Herzen ſind, wenn das ſteinerne Herz, das von Gott nichts merkt, weggenommen iſt (Gezech. 11, 19; 36, 26), wenn das Herz über die Sünden zerſchlagen (Pſalm 51, 19) und wiederum auch über der Gnade in Freuden iſt (Pſ. 97, 11). Es iſt auch gewiß, daß dazu die Prediger dem lieben Gott ſollen Diener und Werkzeuge

sein (2. Cor. 7, 8—10; Jes. 40, 1). Doch, wie gesagt, finden wir nicht in der Schrift, daß die Prediger das, was man gemeinhin Rührung zu nennen pflegt, schaffen, und, daß ich das Wort gebrauche: rührhaftig sein sollen. Die Schrift giebt nicht Grund, es als ein Lob nach Gottes Sinn zu halten, daß man von einem Prediger rühmte: der weiß die Leute zu fassen; der weiß die Gemüther zu bewegen; der packt die Leute; rührt die Herzen; hat die Hörer in seiner Gewalt.

Die Schrift nennt uns als das, was ein Diener Christi oder Prediger im Predigen ausrichten soll, daß er soll unterweisen (2. Tim. 3, 15), unterrichten (Luc. 1, 4; Gal. 6, 6), überweisen oder, wie es Vater Luther deutsch giebt, strafen (Joh. 16, 8; 2. Tim. 2, 25; 1. Cor. 14, 24), Gottes Wort zum Verständnis und Erkenntnis bringen (Apostelg. 8, 30. 31; 2. Tim. 2, 25. 26; 2. Cor. 4, 6; Eph. 3, 4—9). Kurz, er soll vor allen Dingen lehren (1. Tim. 1, 7; 2. Tim. 1, 11; 1. Tim. 4, 16. 17; 1. Cor. 1, 17). Und das stimmt ja ganz damit, daß als der allererste Zweck des lieben Wortes Gottes, daraus doch das Predigen soll kommen (Röm. 10, 17), genannt wird: die Lehre. Das Wort Gottes ist zuerst nütze zur Lehre (2. Tim. 3, 16). So müssen dazu denn auch die Prediger vor allen Dingen nütze sein. Darum nennt auch die Schrift als Haupteigenschaft eines Predigers, daß er soll lehrhaftig sein (1. Tim. 3, 2; 2. Tim. 2, 24). Und wo der Apostel Paulus von solchen Leuten redet, die ins Predigtamt sollen befördert werden, weist er seine Mitarbeiter ganz im Einklang damit an. Er ermahnt den Timotheus, daß derselbe solle mit Eifer fortfahren zu predigen und zu lehren und darin sein Amt redlich ausrichten (2. Tim. 4, 2—5), zumal er, Paulus, bald von der Welt scheiden werde (B. 6). Und, weil Timotheus auch einmal wird scheiden und Titus und alle andern lieben Mitarbeiter, so weist sie Paulus an, sie sollen thun, wie er an ihnen, daß Gottes Werk fortgehe. So sagt er zu Timotheus (1. Tim. 2, 2), derselbe solle das Predigtamt anderen nach ihm befehlen, aber solchen, die treu sind, und, setzt er hinzu, die tüchtig sind, auch andere zu lehren (2. Tim. 2, 2), und ganz ebenso giebt er dem Titus Weisung, Pastoren bestellen zu lassen, und als Beschreibung, was sie recht eigentlich in Absicht auf ihr Amt sein sollen, diese: „Halte ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, damit er mächtig sei, zu ermahnen durch die heilsame Lehre, und zu strafen (d. h. zu überweisen) die Widersacher“, als wollte er sagen: wenn ein Bischof oder Prediger nicht lehren kann, dann kann er auch das Ermahnen und Strafen nicht ausrichten.

Also lehren sollen Pastoren, lehrhaftig sollen sie sein. Und lehren heißt: die göttlichen Wahrheiten deutlich und gründlich darlegen, so recht in ihrem Kern wie ihrer Kraft verständlich machen. So ist zweies noth: einmal die göttlichen Worte, darin die Wahrheiten ausgesprochen sind, zumal die großen, wesentlichen Worte, die so recht die leuchtenden Edelsteine im Schatz der göttlichen Offenbarung sind, für sich wohl erklären, also, daß man sie auch wohl von einander scheidet, und dann auch ihren Zusammenhang miteinander wohl darlegen, wie es zumal die Texte, die man auslegt, mit sich bringen. Ja, beides gehört zum Lehren, die richtige Erklärung der einzelnen Worte und der gute Zusammenhang der vorgelegten Wahrheiten. Wenn ein Baumeister gute Steine herschaffet, aber er setzt sie planlos zusammen, so heißt es nicht wohlgebaut. So heißt nicht wohlgelehrt, daß ein Prediger wollte die einzelnen göttlichen Worte und Sachen recht geben, aber es alles im Predigen planlos daherschütten ohne gute Ordnung und Zusammenhang. Das heißt nicht geistlich gebaut; und er soll ja geistlich bauen, soll etwas geistlich aufbauen in den Herzen der Hörer, und sie also erbauen. Das heißt

überhaupt nicht lehren, so ohne rechten Zusammenhang reden. Alle göttlichen Sprüche, wie ganze zusammenhängende Stücke von Sprüchen, haben doch ihren von Gott gesetzten Zusammenhang. Das ist der einzig rechte; den soll man deutlich machen.

Damit sei kürzlich gesagt, was lehren in sich begreift. Wie weit soll es denn mit der Lehrhaftigkeit im einzelnen wie ganzen, mit der Tüchtigkeit und im Können gehen? Vater Luther sagt, es müßte bei einem Prediger mit dem Lehren also stehen, daß er nach dem Predigen nicht nöthig habe zu beten: Vergieb uns unsere Schuld. Da steht Vater Luther ganz auf Gottes Wort. Man lese Jacobi 3, 1. 2. Was ist da anders gesagt, als daß einer sich nicht soll unterwinden des Lehramts in der Kirche, wo er nicht tüchtig befunden, daß er im Lehren nicht fehlet.

Wie kann es anders sein, als daß solches vom Pastor und Prediger gefordert wird, als daß er tüchtig und mächtig ist, gründlich, deutlich und rein die zu lehren, welche ihn hören. Es ist ja hochnothwendig, wenn das erreicht werden soll, was Gott durch die Predigt an den armen Sündern erreichen will, nämlich sie selig machen (1. Cor. 1, 21). Denn wer selig werden soll, muß über sich selbst, über das Verborgene seines Herzens zur Erkenntnis kommen (1. Cor. 14, 25). Das wird erreicht, wenn ein Prediger recht weisagt, d. i. deutlich lehrt und überweist den Menschen mit der göttlichen Wahrheit, wie Paulus 1. Cor. 14, 24 bezeugt. Allein, wo undeutlich und unklar gepredigt würde, daß dem Hörer nichts deutlich und klar werden kann, wie soll denn da ein gottloser Mensch überwiesen werden, daß er begehrt, nun wider den Teufel zu sein (1. Cor. 14, 7. 8), wie er zuvor mit demselben war. Es ist gewiß, daß man den Heiligen Geist haben muß, um selig zu werden, und Paulus sagt, man empfangen denselben durch die Predigt vom Glauben, d. i. durch die Predigt des Evangelii. So ist klar, daß die Predigt nicht den Heiligen Geist bringt, welche nicht wirklich lehrt, was Evangelium ist, und nicht also lehrhaftig ist, daß dem verlorenen Menschen die Erkenntnis von der völlig freien Gerechtigkeit und Seligkeit in Christo wie ein helleuchtender Blitz muß in sein Herz fahren. Zur Seligkeit ist nach dem großen Worte unsers lieben Herrn im hohenpriesterlichen Gebet Erkenntnis nöthig, da der Heiland spricht: Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Kann man denn erkennen, was undeutlich ist? Gewiß nicht. So hilft der nicht den Leuten zur Erkenntnis, daran das ewige Leben hängt, der nicht deutlich, gründlich und rein lehrt, so daß in den Herzen der Sünder es wirklich hell und licht wird, und die Erkenntnis entsteht von der Klarheit Gottes, das ist, von der Gnadenherrlichkeit des Vaters im Angesicht Jesu Christi (2. Cor. 4, 6).

So hängt denn so Großes vom rechten Lehren ab für die armen Sünder, die einem Hirten zur Weide anvertraut sind. Wie muß da einem treuen Hirten das Herz brennen in göttlichem Eifer, daß er ja aufs Trefflichste und Beste lehre. Ist denn das etwa schwer? Freilich wohl! Es ist nicht leicht ausgerichtet, daß ein Prediger immer auf der Kanzel als dem Leuchter im Hause Gottes stehe als ein Licht in dem Herrn, daß wirklich durch ihn eine Erleuchtung derer entsteht, die im Hause sind. Hier gilt nicht gedenken, daß man die Lehre ja wohl verstehe und sei nach wenig Ueberlegen leicht genug, dem Volk Gottes den Text zu lehren und ihm daraus göttlich Licht zu geben. Soll eine Lampe uns wohl leuchten, muß nicht nur Del aufgegossen werden, sondern es muß Glas und Glocke schön hell gemacht und der Docht gepuzt werden, sonst wirds wohl ein gar trübes Licht und kümmerliche Erleuchtung geben. Also gilt's für den Diener des göttlichen Wortes nicht

meinen, er sei ohnehin wohl gerüstet und bedürfe wenig Bereitens zum Predigen; sondern es gilt, mit andächtiger Versenkung in den Text wohl lernen, was er will, und wie er andern zu lehren ist; das heißt Glas und Glocke hell gemacht und den Docht wohl gepuzt und reichlich Del aufgegossen, daß es nun eine Erleuchtung geben mag für alle, die im Hause sind.

Wohlau, wir wissen, welche Prediger so recht Gott gefallen: nämlich die lehrhaftigen. So ist nun damit gleich ausgemacht und festgestellt, welche den lieben Christen in den Gemeinen wohl gefallen sollen: nämlich die lehrhaftigen. Und davon das nächste Mal.

(Eingesandt.)

Unsere Erlebnisse auf der Reise zu und unter den Indianern des Südwestens.

(Fortsetzung.)

Das nächste Ziel unserer Reise war dann die Navajo-Reservation. Um dorthin zu kommen mußten wir wieder über 100 Meilen weit mit der Post und dann etwa noch 600 Meilen per Eisenbahn zurücklegen. Am Montag, den 14. Nov. verließen wir in Begleitung von Oberst Johnson San Carlos und reisten per Post der nächsten Eisenbahnstation Bowie, Arizona zu. Unser Weg führte zunächst durch mehrere schöne Indianerhöfchen, die alle zu der Apachen-Reservation gehören. Viele Indianer kamen, als wir ihr Dorf passierten, an unseren Wagen heran und überreichten dem Kutscher kleine Münzen, wofür er ihnen auf seiner Rückfahrt allerlei Kleinigkeiten aus der Stadt mitbringen sollte. Sie konnten nur wenige Worte Englisch und bedienten sich darum vornehmlich der Gebärdensprache. Uebernachtet wurde auf dieser Fahrt in Fort Thomas. Hier waren die wenigen Leute, die da wohnen, voll Schreckens über die vielen Mordthaten, die eine Indianerbande unter Anführung eines grausamen Indianers, genannt Kid, unlängst in der Umgegend verübt hatte, und die sich an dem Tage wieder sollte gezeigt haben. Als wir am nächsten Morgen weiter fuhren, war unser Fuhrmann darum schwer bewaffnet und führte Handschellen bei sich. Unsere Straße lief nun zunächst durch eine Mormonenbesiedlung. Die Mormonen haben dort schöne Gärten und Wiesen, die sie irrigiren. Sie ziehen viel Gemüse, ernten viel Baumfrucht und heimsen schönes Heu ein. Hinter dieser Colonie nach Bowie zu, wurde die Straße sehr staubig und einsam. Auf einer Poststation, wo die Pferde gewechselt wurden, stiegen zwei Männer mit einem Verbrecher, der ein Mexicaner war und dessen Füßen in Ketten lagen, zu uns auf den Wagen. Solch eine gemischte Gesellschaft, wie wir jetzt bildeten, dürfte wohl kaum in einer Postkutsche wieder gefunden werden. Das Thema der Unterhaltung unserer Reisegefährten war: Der Indianer Kid und dessen Räuberbande. Wir hingegen hatten nun Muße, nicht nur die verschiedenen Menschen, sondern auch die vielen funkelnden Waffen zu betrachten. Beides gab uns viel Stoff zum Nachdenken. — Wir wurden auf unserer Fahrt wiederholt gefragt: ob wir denn keinerlei Waffen bei uns führten. Als wir diese Frage verneinten und sagten, wir seien nicht gekommen um zu kämpfen, sondern um ein Missionsfeld zu suchen, da meinte man, eine solche Reise ohne Waffen zu unternehmen, sei doch, gelinde gesagt, höchst unweise. Von dem Standpunkt dieser Leute aus konnten wir uns ihre Rede ganz gut erklären. Sie behandelten uns aber sonst sehr zuvorkommend. Spät am Dienstag Abend gelangten wir sehr müde und mit fingersdicke Staub belegt in Bowie an. Noch in derselben Nacht reisten wir per Eisenbahn weiter, und erlebten am nächsten

Tag einen fürchterlichen Sandſturm. Wolken von Flugſand wurden vom Winde ſo heftig durch die Luft gejagt, daß man oft einen Gegenſtand in nächſter Nähe nicht erkennen konnte. Solche Stürme ſind in Arizona und New Mexico häufig. Unſer Weg nach Fort Defiance, der Navajo Agentur, führte über Albuquerque. Zwei Meilen von dieſer ſchönen, bedeutenden Stadt in New Mexico, liegt eine der berühmteſten Indianerſchulen des Südweſtens. Da wir auf allen Reſervationen ſehr viel Rühmliches über dieſe Schule gehört hatten, ſo ſtiegen wir am Mittwoch Abend in Albuquerque ab und beſuchten am nächſten Tag die Anſtalt. Sie iſt eine Elementar- und In-
dustrieſchule und wird von etwa 300 Indianerkindern beſucht. In der oberſten Klaſſe der Elementarſchule, in die wir zuerſt gingen, fragte die Lehrerin bei unſerem Eintritt gerade eine Lection aus der Geſchichte der Vereinigten Staaten ab. Aus den ſchönen Antworten, die die Kinder gaben, ging zur Genüge hervor, daß ſie die Geſchichte nicht nur kannten, ſondern auch recht gut verſtanden.

Der Superintendent dieſer Anſtalt, Herr Creager, zeigte uns hier auch einen merkwürdigen Aufſatz, den ein in der Klaſſe anweſender Indianerknabe unlängſt geſchrieben hatte, und zwar, wie uns Herr Creager verſicherte, ohne jegliche Anleitung dazu. Schon die Ueberſchrift dieſer ſchriftlichen Abhandlung war ſonderbar. Sie lautete aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt, alſo :

Wei ß wie Wolle.

Und der ſeltſame Inhalt dieſer Kompoſition war ungeſähr ſummarisch zuſammen gefaßt, folgender: Wolle ſollte weiß und rein ſein, ſie iſt aber oft ſchmutzig und ſchwarz. Solle die beſchmutzte Wolle wieder weiß und rein werden, dann muß man ſie mit Waſſer waſchen. Ähnlich nun iſt es bei uns Menſchen. Der Menſch ſollte heilig und rein ſein, denn ſo hat ihn Gott in Adam erſchaffen, aber der Menſch iſt ein Sünder und unrein geworden. Soll nun der Menſch wieder heilig und rein werden, dann muß er ſich waſchen laſſen, aber nicht mit Waſſer, ſondern mit dem theuren Blute Chriſti des Sohnes Gottes. — Geſchrieben von einem Indianerknaben, war dieſes gewiß ein eigenthümlicher Aufſatz. —

Der Superintendent führte uns ſodann durch alle Theile der Inſtandſchule. Wir ſahen da die Indianerkinder fleißig bei der Arbeit. Die Knaben lernen in dieſer Anſtalt das Schmiede-, Schuhmacher-, Sattler-, Schreinerhandwerk, die Gärtnerei und den Ackerbau. Die Mädchen werden dort unterrichtet im Kochen, Baden, Waſchen, Bügeln und der Schneiderei. Ueberall herrſchte große Keiulichkeit und Ordnung. Die Lehrer rühmten die Geſchicklichkeit der Indianerkinder.

Am Abend fuhr uns Herr Creager nach Albuquerque; wir beſtiegen dann wieder den Eiſenbahnzug und kamen am Freitag Vormittag in Gallup, New Mexico, von wo aus wir mit einem Fuhrwerk nach Fort Defiance fahren wollten, an. Nachdem wir hier den Zug verlaſſen hatten, rollte derſelbe noch eine Strecke weiter, dann brach am Rauchwagen ein Rad entzwei und der Eiſenbahnzug ſtürzte in die Tiefe. Ein alter Mann war gleich todt und vierzehn Perſonen waren ſchwer, wenn nicht tödlich verwundet. Als die Kunde von dieſem Unfall zu uns drang, erfüllte zwar Trauer unſer Herz, aber wir dankten daneben auch unſerem treuen Gott, der uns auch hier wiederum ſo gnädiglich bewahrt hatte.

In Gallup fanden wir bald einen Kutfcher, der ſich ſofort mit uns auf den Weg nach Fort Defiance, der Navajo-Agentur, machte. Im Vergleich mit unſeren früheren Landreiſen, konnte dieſe Fahrt von Gallup nach dem Fort eine ſchöne und intereſſante genannt werden. Wir hatten dieſmal ein gutes

Fuhrwerk, der Weg war ziemlich eben und der loſe Sand im Fahrgeleiſe nicht allzu tief. Wohl erwieſ ſich auch dieſe Straße als ſehr öde — wir ſahen nämlich auf der ganzen Strecke von 55 Meilen nur eine Indianerin, die eine große Schafheerde hütete — aber unſere Augen wurden ſchier fortwährend durch die wunderbare Formation einzelner Felſen gefeſſelt. Manche von dieſen großen Steinmaſſen haben die Geſtalt einer erhabenen Kathedrale, andere wieder erſcheinen von Weitem wie majeſtätische Burgen, noch andere ſehen wie gewaltige Heuſtöcke aus. An vielen Felſen glaubt man die Geſtalten von allerlei Thieren deutlich zu erkennen.

Auch unſer Fuhrmann auf dieſer Fahrt war ein recht intereſſanter Mann. Er hatte lange in der Gegend gelebt, war während einer Reihe von Jahren Sheriff geweſen und viel mit den Indianern in Berührung gekommen. Von ihm erfuhren wir darum auch vieles über den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Navajo-Indianer. Ueber dem Erzählen floß die Zeit ſchnell dahin, die zwei muthigen Kutfchenpferde griffen munter aus und ehe noch die Schatten der Nacht ſich auf die Erde gelagert hatten, lag vor uns und in Sicht die Navajo-Agentur. Gerade ehe wir nach der Agentur einbogen, mußten wir an einer ſeltſamen Felſengruppe vorbei, die mit ihrer Vertiefung und ihren thurmartigen Koppen den Eindruck einer wohlverwahrten Feſtung macht. Hier iſt ſchon viel Menſchenblut vergoſſen worden; denn die Weißen haben früher an dem Orte mit den Rothhäuten, die ſich in den Schlupfwinkeln der Felſen verborgen hielten, manch blutigen Kampf gehabt. Fort Defiance ſelbſt liegt an einem kleinen Fluß, iſt auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben und hat ähnliche Gebäude wie Sacaton. Auf der Agentur angekommen, nahm uns der Agent, Herr Shipley, dem wir unſer Kommen gemeldet hatten, ſehr freundlich auf und bat uns, bei ihm Herberge zu nehmen, welcher Einladung wir Folge leiſteten. Herr Shipley kennt nicht nur die große Navajo-Reſervation genau, ſondern iſt auch mit den Verhältniſſen ſeiner Indianer ſehr vertraut. Von ihm erhielten wir darum auch die genaueſte Auskunft über die Navajo-Indianer. Wir haben uns jedoch auch bei anderen Weißen und bei Indianern erkundigt und die Reſervation ſelbſt, ſo viel als möglich, in Auguſchein genommen.

Die Navajos zählen noch an 18,000 Seelen und haben jährlich einen mäßigen Zuwachs zu bezeichnen. Dieſe Indianer bilden ein begabtes, reiches und ſtolzes Volk. Ein großer Theil dieſer Nation lebt nicht auf der Reſervation, ſondern in der Nachbarschaft derſelben, bald hier bald dort. Schier alle Navajos ſind umherziehende Hirten. Wohl betreiben ſie auch etwas Ackerbau, aber ihr vornehmſter Erwerbszweig iſt die Schafzucht. Von ihren großen Schafheerden, die ſie im Sommer auf den Bergen und im Winter in den Thälern weiden, ſcheren ſie jährlich 3,000,000 Pfund Wolle. Von dieſer Wolle verkaufen die Navajos den größten Theil, und den anderen Theil verarbeiten ſie zu Fußmatten, Mänteln und Bettdecken. Als Weber von feinen und dauerhaften Decken ſind dieſe Indianer ſchon längſt ſehr berühmt. Wir haben eine ganze Menge ihrer gewebten Sachen geſehen und konnten uns nicht genug über die Feinheit derſelben wundern. Ihr Gewebe, was ſie davon nicht ſelber gebrauchen, verkaufen die Navajos an weiße Händler und erhalten dafür hohe Preiſe. Wir ſahen z. B. eine Bettdecke die \$100 koſten ſollte. Der Webſtuhl, auf welchem die ſchönen Sachen von den Indianern gewebt werden, iſt ſehr einfach; er beſteht nämlich aus vier Stangen, die rahmenförmig an den Ecken zuſammengebunden und dann draußen vor der Hütte an einem Baum oder Strauch zum Gebrauch befeſtigt werden. Das Weben auf dieſen ſeltſamen Stühlen, welches aus-

ſchließlich eine Arbeit der Indianerfrauen iſt, erfordert viel Gewandtheit und große Ausdauer. Eine Indianerin webt oft den ganzen Sommer hindurch an einer einzigen Bettdecke. Eine auſerleſene Sammlung von den berühmten Navajo-Decken ſahen wir im Hauſe des Agenten. Und eines Abends, während dieſes ſchöne Gewebe rund um uns herausgebretet lag, erzählte uns Herr Shipley von dem Kampf, den er 14 Tage vorher mit den Indianern gehabt und von dem wir ſchon in Deming gehört und geſehen hatten. Nach ſeiner Erzählung war der Hergang des Kampfes folgender: Der Agent erhielt von einem höheren Beamten den Auftrag, aus einem großen Indianerlager, wo ein begabter Indianer, genannt Black Horse, das Wort führte, eine Anzahl Indianerkinder für eine auswärtige Schule zu holen. Ahnungslos trat er mit einigen auf der Agentur angeſtellten Indianern den Weg nach dem Indianerlager an. Bei ſeiner Ankuft daſelbſt, bat er die Indianer, ihm ihre Kinder für die Schule zu überlaſſen. Black Horse aber erklärte: Die rothen Männer in dieſem Camp ſeien nicht mehr gewillt, ihre Kinder in eine entfernte Schule ziehen zu laſſen. Als der Agent hierauf mit dem Herbeiholen von Soldaten drohte, ging Black Horse ſchnell tiefer in das Indianerlager hinein und kehrte bald mit etwa 60 bewaffneten Krieger zurück. Vier von dieſen ergriffen nun Herrn Shipley und ſchlugen auf ihn ein. Der Agent wehrte ſich ſo gut er konnte, mußte aber gar bald der Uebermacht unterliegen. Schon war er an verſchiedenen Stellen ſeines Leibes verwundet worden, da ſprangen einige von den Indianern, die mit ihm gekommen waren, herzu, riffen den Verletzten aus den Händen ſeiner Feinde, ſchleppten ihn in eine dicht dabei ſtehende Hütte und verſperrten dann die Thür. Ein anderer, dem Agenten freundlich gefinnter Indianer hatte ſich gleich beim Anfang des Kampfes auf ſein ſchnelles Pferd geworfen und war fortgeritten, um die Nachricht von dem Aufſtande nach dem 50 Meilen weit entfernten Fort Wingate zu bringen. Die aufrührriſchen Rothhäute belagerten unterdeſſen die Hütte, in welcher der Agent ſich mit einigen ihm freundlich gefinnten Indianern befand, erhoben ein entſetzliches Kriegsgeschrei und ſtießen ſchreckliche Drohungen gegen Herrn Shipley aus, ohne jedoch dieſelben auszuführen, oder die feſtgebauete Hütte zu ſtürmen. Als es Nacht wurde, verſtummt das Geſchrei und die Indianer verhielten ſich während der Nacht ganz ruhig. Am nächſten Morgen wiederholte ſich jedoch die Scene von dem vorhergehenden Tage. — Der Indianerbote, der die Nachricht von dem Ueberfall nach dem Fort bringen wollte, war die ganze Nacht hindurch geritten und am nächſten Morgen, früh um ſieben Uhr bei den Soldaten angekommen. Nach ſeinem Eintreffen auf dem Fort, hatte ſich ein höherer Officier mit einer Abtheilung Soldaten ſofort auf den Weg nach dem Indianerlager gemacht und kam am Nachmittage hier an. Der Colonel verhandelte dann lange mit den aufrührriſchen Indianern, die ſich aber erſt dann wieder zurückzogen und den Agenten unbeläſtigt ziehen ließen, als derſelbe ihnen verſprochen hatte, aus ihrem Camp keine Kinder für eine auswärtige Schule mehr holen zu wollen. Der Indianerbote, der die Nachricht von dem Aufſtande nach Fort Wingate gebracht hatte, war gleich von hier nach Fort Defiance geritten und hatte der Gattin des Agenten geſagt: ihr Mann ſein von den Indianern erſchlagen worden. Vierundzwanzig Stunden lang lebte die Gattin mit ihren Kindern in der größten Ungewißheit und Sorge über das Schickſal ihres Gatten und Vaters, dann endlich erhielt Frau Shipley die Nachricht, daß ihr Gatte zwar von den Indianern verlegt worden ſei, aber noch lebe. (Der Agent zeigte uns, nachdem er Obiges erzählt hatte, noch die Stellen an ſeinem Leibe, wo er ver-

wundet worden war.) Wie wir auf der Navajo-Reservation waren, hatte sich zwar der Aufstand der Indianer gelegt, aber der Agent meinte doch: vorläufig werde er nicht wieder in die Nähe jenes Indianerlagers gehen. Daß es zwischen dem Agenten und den Indianern sobald wieder zum Frieden gekommen war, dazu hatte der mächtige Häuptling Manuelito sehr viel beigetragen. Denn obwohl Manuelito früher ein großer Krieger war und seine Navajos in mancher Schlacht mit den Weißen geführt hat, ist er doch heute Friede liebend und ein Freund der Weißen. Dieser mächtige Häuptling der Navajo-Indianer trägt einen Perlenhals um seinen Hals, für den man ihm schon \$1000 geboten hat, er aber hat das Angebot mit einem vielsagendem Lächeln ausgeschlagen.

(Schluß folgt.)

(Eingesandt.)

Ein Amerikaner über das amerikanische Freischulwesen.

In Menomonee, Wis., hat kürzlich der dortige weit und breit hochgeachtete Richter E. B. Bundy bei der Eröffnung einer Handelsschule über die Wichtigkeit einer religiösen und sittlichen Erziehung eine Rede gehalten, die um so mehr der Beachtung werth ist, als derartige Aeußerungen von Seiten der eigentlich sogenannten Amerikaner sehr selten sind.

Richter Bundy sagt: Wir Amerikaner legen auf die Erziehung der Jugend so großes Gewicht, daß wir für keine andere Einrichtung uns so hoch besteuern lassen, wie für unsere Schulen. Trotzdem hat sich unser Schulwesen nicht als eine Panacea (Gesamtheilmittel) für die Schäden der menschlichen Gesellschaft erwiesen. Laster, Elend und Unwissenheit führen in hohem Maße unter uns ihr Regiment. Unser Freischulsystem leidet an zwei Uebeln. Einmal ist es nicht praktisch genug. Es sollte nicht allen Schülern ohne Unterschied denselben, viel zu weit angelegten, Studienplan aufzwingen. Die große Mehrzahl der Schüler können viel von dem, was sie in der Schule lernen, nicht praktisch verwerten. Unsere Schulen sollten auf die praktischen Bedürfnisse der großen Mehrzahl in der Weise Rücksicht nehmen, daß sie dieselben für die Werkstatt, die Lohnarbeit, die Farm gründlich vorbereiten, anstatt dieselben mit wissenschaftlichem, praktisch nutzlosem Kram zu überbürden.

Zum andern — und das ist der Hauptschaden — üben unsere Schulen keinen religiösen und moralischen Einfluß auf die Jugend aus. Die sittliche und religiöse Erziehung ist die wichtigste, nöthigste. Aus dieser Einsicht heraus lassen sich ein großer Theil unseres Volkes es nicht verdrießen, Privatschulen mit großen Extrakosten zu erhalten und zur Erhaltung der öffentlichen Schulen ohne direkten Nutzen beizutragen. Col. Spooner sagte in einer Wahlrede, wenn ihm nur die Wahl bliebe, entweder seine Kinder in den Grundsätzen der Religion und Moral oder in den gewöhnlichen weltlichen Wissenszweigen erzogen zu sehen, so würde er das Erstere als das Nöthigere vorziehen. Das ist unbestreitbar recht geredet. Auch nur vom rein praktischen Standpunkt angesehen, ist ein moralischer und unwissender Mensch besser, als ein kluger Taugenichts. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß wir die minder wichtige Ausbildung des Kopfes uns so viel Geld kosten lassen, während wir um die Hauptsache, die moralische Erziehung unserer Jugend, uns so wenig bekümmern, daß wir dieselbe vollständig dem elterlichen Hause und der Sonntagsschule überlassen, die doch darin offenbar nicht genug thun können.

Diese Frage heißt gebieterisch Erledigung, wenn unser Volk nicht verderben soll. Unter dem gegenwärtigen Schulsystem ist eine Lösung unmöglich. Durch eine Entscheidung unseres Obergerichts ist die

Bibel praktisch aus der Freischule verbannt. Die Materie der zehn Gebote zu lehren, ist nutzlos, solange man nicht auf den Urheber derselben zurückgehen darf. Und das darf nicht geschehen. Man könnte den Inhalt der Bergpredigt vielleicht lehren, aber daß der Sohn Gottes der Urheber derselben sei, dürfte man ohne Widerspruch nicht zu sagen wagen. Kann man sich wundern, wenn diejenigen, welche die Bibel für die einzig genügende Lebensregel halten, mit einem solchen System unzufrieden sind? — Es wird auch auf die Länge nicht gehen. Es ist klar, daß das gegenwärtige Schulsystem Gefahren auch für den inneren Frieden und den Bestand unserer Nation in sich birgt.

Giebt's denn nun hier keine Abhilfe? Man hat vorgeschlagen, anstatt des jetzigen Systems Separatschulen zu gründen, die in Bezug auf weltliche Unterrichtszweige ebenso vollständig unter der Kontrolle des Staats stehen als die gegenwärtige Freischule, zugleich aber Jedem das Recht gewähren, sein Kind in seiner eigenen Religion zu erziehen, und zwar so, daß jede solche Schule nach ihrer Schülerzahl vom Staate unterstützt wird. — Ich kann diesem Plane meine Zustimmung nicht versagen. Er ist einerseits gerecht und zum andern nach meiner Ansicht auch durchführbar.

Natürlich sollte der Staat für keine Schule Geld darreichen, die nicht einen fähigen Lehrer hat. Die Staatsaufsicht könnte ebenso vollständig sein wie jetzt — mit Ausnahme des religiösen Unterrichts. Und auf dieser Kontrolle müßte der Staat bestehen. Trotzdem könnten solche Schulen so frei sein wie die jetzigen. Unter diesem System hätten alle Eltern das Recht, ihre Kinder in diesen Schulen diejenige Moral zu lehren, die ihr Gewissen fordert. Es gäbe jeder religiösen Partei gleiche Rechte und Gelegenheiten. Leute, die überhaupt keine religiöse Erziehung für ihre Kinder haben wollen, könnten sich diesen Luxus ebenso sehr wie jetzt erlauben. Natürlich müßten sie so gut als alle übrigen auf das Monopol absoluter Befriedigung verzichten. Sie brauchen für keinen religiösen Unterricht zu bezahlen.

Dieser Plan bedingt keine Vermischung von Staat und Kirche. Natürlich müßte die Constitution geändert werden; aber das ist ja auch nicht unmöglich, wenn einmal die Mehrheit des Volkes dafür gewonnen ist.

Meiner Ansicht nach sollte religiöser und moralischer Unterricht als der praktischste Theil einer praktischen Erziehung angesehen werden. — — —

So weit Richter Bundy. Man sieht, die von ihm vorgeschlagene Aenderung ist nichts anderes, als der Plan des Bischofs Ireland dahin erweitert, daß jeder Religionspartei die Gelegenheit geboten werde, ihre Kinder in den Staatschulen in der Religion zu unterrichten. — In gewissem Sinne besser, als das jetzige religionslose System, wäre das immerhin. Aber praktisch durchführbar ist dieser Plan schwerlich und für uns Lutheraner schlechterdings unbefriedigend. Wir wollen unsere Kinder nicht bloß eine Stunde täglich „in der Religion unterrichten“, sondern aller Unterricht muß im lutherisch-christlichen Geiste gegeben werden, unsere Kinder müssen eine gesunde lutherische Erziehung haben. Wir begnügen uns mit nicht weniger als: Lutherische Schulen für lutherische Kinder.

Das Bedeutsamste an der Rede des Richters ist für uns Lutheraner das offene Zugeständniß, daß das amerikanische Freischulwesen seine Hauptaufgabe, der Jugend eine moralische Erziehung zu geben, nicht erfüllt und daher auf die Länge nicht bestehen kann. Die Freischule ist der Abgott der Amerikaner. „Groß ist die Diana der Epheser!“ Wir begrüßen mit Freuden die bei etlichen verständigen Amerikanern, auch Schulmännern, sich äußernden Anzeichen der Ernüchterung — und halten um so fester an unserer lutherischen Gemeindegemeinschaft.

Kürzere Nachrichten.

— Daß das Christenthum schon vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus in Amerika gewesen, erfährt man aus dem, was über die Religion der Maya-Völker auf der Halbinsel Yucatan zur Zeit der Eroberung Mexikos durch die Spanier berichtet wird. So verehrten, wie in der gottlosen „Gartenlaube“ zu lesen, die Mayas das Kreuz; doch war es ihnen lediglich Sinnbild der vier Himmelsgegenden, die Windrose, in ihren Beziehungen zum Wetter, zum Regen und zur Fruchtbarkeit des Landes. Sodann übten die Mayas Kindertaufe und verbanden damit christliche Vorstellungen. Sie hielten die Taufe für eine Befreiung von der angeborenen Sünde, eine symbolische Reinigung und machten sie deshalb zur Pflicht. Niemand durfte über das 12. Jahr hinaus ungetauft bleiben. Dazu kommt noch, daß sie den Akt mit einem Namen bezeichneten, der wörtlich bedeutet: „Von Neuem geboren werden.“ Der Taufe ging eine Beichte voraus und unter Gebeten wurden die Täuflinge von dem Priester mit Wasser benetzt. Sogar Taufpaten gab es und spielten dieselben bei der Handlung eine ähnliche Rolle wie bei uns. — Diese Dinge sind unverkennbar Reste von dem Christenthum, das schon vor Columbus in Amerika gewesen ist.

— In Nashville, Tenn., war's, am Freitag den 24. Februar d. J., berichtet das englische Blatt „Gynofure“, als in der Sitzung des dortigen Kriminalgerichts Harvey Weakly, der des Mordes angeklagt war, von der Anklagebank todt zu Boden stürzte. Vom Gericht befragt, ob er sich des Mordes schuldig bekenne, hatte er erklärt: „Gott solle ihn tödten, wenn er den betreffenden Mord begangen habe.“ Kaum waren die Worte über seine Lippen, fiel Weakly todt zur Erde. — Merke: Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. Er bringet die Lügner um, und ist ein schneller Zeuge wider die Meinelidigen. Ps. 5, 7; Mal. 3, 5.

— In der Lutherischen General-Synode tobt immer noch der Kampf um lutherisches Bekenntniß. Die englischen Blätter der Synode hallen wieder von Kampf und Kampfschrei. Auf der lutherischen Seite kämpft mit rechtem Lobenswerthem Bekennermuth, dem man von Herzen Erfolg wünscht, „Lutheran World“, während den reformirt-rationalistischen und unirten Standpunkt „Lutheran Evangelist“ und „Observer“ vertreten. Dabei tritt wunderbare Gelehrsamkeit und „Belesenheit“ zu Tage. Unter Anderem verwechselte ein Gelehrter den 1882 verstorbenen bedeutenden und wohlbekanntesten lutherischen Theologen D. Friedrich August Philippi in Rostock mit seinem Sohn D. Ferdinand Philippi, und ein anderer erklärt den bekannten reformirten Pastor D. Funke in Bremen für einen guten Lutheraner und Zeugen des Lutherthums.

— Das Haupt der religiös-communistischen Gemeinschaft der Harmonisten in Economy, Pa., Jacob Henrici, ist am Weihnachtsmorgen im Alter von 83 Jahren gestorben. Die Sekte der Harmonisten wurde von dem 1770 in Württemberg geborenen Rapp gegründet, der 1803 mit Gesinnungsgenossen nach Amerika auswanderte und 1804 bei Pittsburg eine Colonie gründete, in welcher Gütergemeinschaft und Gehelofigkeit herrschten. 1814 gründete er die Stadt Harmony in Indiana, die er 1823 verkaufte, um am rechten Ufer des Ohio die Colonie Economy zu gründen, die noch heute der Hauptsitz der Sekte ist. Rapp starb im Jahre 1847.

— Deutsche Katholiken haben in Archer Co. und Clay Co., Texas, ein 75,000 Acker haltendes Stück Land gekauft, das sie mit Glaubensgenossen besiedeln wollen. Die Niederlassung wird nach dem verstorbenen Führer der Ultramontanen im deutschen Reichstag und im Deutschen Reiche, Windthorst benannt werden.

— Der Jesuitenorden soll 12,000 oder mehr Mitglieder zählen. Von diesen befinden sich 1130 in unserem Lande, den Vereinigten Staaten. Sie gereichen demselben und seinem Volk in der Weise zum Segen, wie der Wolf dem Schafstall oder die Spinne den Fliegen.

— Kürzlich ist wieder ein Brief Moltke's veröffentlicht worden, welcher alle Nationalisten mit höchster Freude erfüllt, weil er ihnen beipflichtet. Am 12. August 1890 schreibt nämlich Moltke über ein Buch Drummonds „Das Beste in der Welt“, welches um diese Zeit viel von sich

reden machte und als eine unübertreffliche Anweisung zum wahren Christenthum gepriesen wurde, an seinen Neffen: „Bei den Dogmatikern wird Drummond schwerlich Gnade finden. Ihm gilt die Lehre von der Dreieinigkeit, von der unbefleckten Geburt (nämlich Christi), von Heiligen und Wundern und Alles, was in des Menschen Hirn nicht paßt, sehr wenig, wenn er auch das positiv-christliche Credo (den Glauben) nur mit sehr schwacher Hand berührt. Nach seiner Theorie kann der Moslem und der Heide ebenso gut selig werden wie der Christ — und das glaube ich auch“ u. s. w. — Das ist heutigen Tags auch die Meinung aller Richtkräften inuerhalb der sogenannten christlichen Völker, soweit sie noch nicht alle Religion überhaupt verwerfen. Und die einflußreichsten Beförderer dieser Ansicht sind, mit geringen Ausnahmen, die Zeitungen, wenn sie nicht auch radikal ungläubig alle Religion geradezu verwerfen und verpöten. So sprach sich vor nicht langer Zeit eine hiesige deutsche Zeitung, wenn wir nicht irren, war's in einem Neujahrsartikel, dahin aus, daß es einerlei sei, ob man Jehovah oder den Dreieinigen oder Allah oder den großen Geist als den wahren Gott verehere. Derselbe, wenn auch noch nicht ganz so weit gediehene, Indifferentismus ist es auch, der uns in einer hiesigen englischen Zeitung begegnete, die aus Anlaß eines von Prof. Briggs gehaltenen Vortrags einen Artikel brachte, in welchem der Schreiber sich gegen Beschränkung der Volfreiheit durch kirchliche Symbole u. dgl. aussprach. — Jeder Christ, der eine Zeitung hält, sollte dieselbe mit allem Ernst und Fleiß darauf ansehen, was sie für eine Stellung zum Christenthum einnimmt, und findet er, daß sie von der gedachten Art ist, sie unverzüglich abschaffen.

— Pastor Wendt, der, wie unsern Lesern schon bekannt, nach 25jähriger treuer und geeigneter Wirksamkeit in seiner Gemeinde (Süderhafebt) von dem Kieler Konsistorium seines Amtes entsetzt wurde, weil er den unionistischen Zumuthungen des Konsistoriums Widerstand leistete, hat jetzt ein Pfarramt in der Hermannsbürger ev.-luth. Freikirche übernommen und zwar an der Parochie Nestau-Molzen-Wendland. Er wurde nach einem Colloquium, bei welchem sich eine erfreuliche Einigkeit in der Lehre mit dieser Körperschaft ergab, von Pastor Wöhling unter Assistenz der Pastoren Dierks und Schulz am 4. Advent v. J. eingeführt. Die „Hermannsbürger Freikirche“ steht unseres Wissens der sächsischen Freikirche am nächsten.

— Bei einem Missionsfeste in einer Parochie des Prenzlauser Kreises (in der Mark) waren eine Anzahl Missionstraktate übrig geblieben, die zwei Frauen, ohne für ihre Bemühung Entschädigung zu verlangen oder zu erhalten, zum Preise von 5 bis 25 Pfennigen in den Häusern verkauften. Sie wurden von einem Gensdarmen wegen Gewerbesteuerhinterziehung angezeigt. In Folge dessen hat das Landrathsamt verfügt (und die Regierung hat es gebilligt), daß kein Pastor in seiner Parochie ohne Hausirerschein Traktate, kirchliche Kalender, Bilder mit Sprüchen und dergleichen verkaufen oder anbieten lassen darf. Ein solcher Gewerbeschein kostet 12 bis 36 Mark. — Und da wollen die Fürsten noch als Schirmherren, Pfleger und Säugammen der Kirche geehrt sein? ja maßen sich selbst das Amt eines Oberbischofs an?!

— In Paderborn fand, wie die A. G. L. R. mittheilt, am 8. December eine Columbusfeier statt, die von den Römischen zu wüthenden Ausfällen auf die Reformation benutzt wurde. Außer dem katholischen Bischof Dr. Simar und Weihbischof Dr. Godel waren viele höhere Beamte, Offiziere, die angesehensten Bürger und Gäste erschienen. Man sollte meinen, bei einer derartigen Feier, zu der auch evangelische Beamte, Offiziere und Bürger eingeladen waren, hätte es nicht bei den Haaren herbeigezogener Anspielungen bedurft. Einige der eingeladenen Evangelischen zogen es denn auch vor, schon während des Festprologs sich zu entfernen. Darin hieß es z. B.:

„Wie Herbstessturm die Bäume schüttelt,
Daß sie zur Erde niederfliegen,
So Luther an der Kirche rüttelt,
Die solchem Feind scheint zu erliegen.
Da stellt entgegen der Gefahr
Ignatius sich mit seiner Schaar.“

Eine andere Stelle aber lautete:

„Was Luther „der Reher“ uns hat genommen,
Das hat Columbus wieder gewonnen.“

Die Richtung, welche immer mehr in der röm.-kath. Kirche die Herrschaft errungen hat, kann keine Festfeier veranstalten, ohne zugleich Ausfälle gegen Luther und die evangelische Kirche zu machen.

— In England hat sich ein Verein zur Förderung des Bibelunterrichts in den höheren und mittleren Schulen gebildet. Ueber 150 Schulen mit etwa 1000 Lehrern in allen Theilen des Landes gehören der Gesellschaft an. Halbjährlich finden Prüfungen in der Kenntniß und Erklärung der Bibel statt.

— Bei dem Leichenbegängniß des berühmten englischen Dichters Alfred Tennyson am 12. October v. J. wurde ein schönes Lied gesungen, das der Verstorbene als 80jähriger Greis anno 1889 veröffentlicht hatte. Unter der Ueberschrift „Crossing the Bar“ („Durch die Brandung“) wird darin von dem Dichter das bevorstehende Ende seines irdischen Lebens unter dem Bilde einer Ausfahrt ins Meer geschildert und die sichere Hoffnung ausgesprochen, daß der „Lootse“ (Pilot) dem Verfasser des Liedes, wenn es durch die Brandung gehe, Aug' ins Auge schauen werde. Da nun Tennyson, der aus einem Pfarrhause stammte, sich in seinen Dichtungen bei verschiedenen Gelegenheiten zu dem „starken Gottessohne“ bekannt hat, den wir im Glauben umfassen und auch stets herzlichen Verkehr mit Predigern gehabt, so wurde angenommen, daß er unter dem „Lootsen“ Christum gemeint habe. Aber daß ein so gefeierter und berühmter Dichter sich zu Christo als seinem Erretter und Seligmacher bekennen sollte, war den „Liberalen“, d. h. Ungläubigen und Freigeistern so ärgerlich, daß sie flugs zu beweisen suchten, der Dichter habe unter dem „Lootsen“ entweder seinen früher verstorbenen Sohn oder ein verstorbenes Glied des englischen Königshauses, beileibe aber nicht Christum, verstanden. Nun machte dem liberalen Bemühen der Sohn Tennyson's ein Ende, indem er erklärt, daß sein Vater allerdings Christum gemeint habe, an den er fest geglaubt und auf den er sicher gehofft. Außerdem gehe das auch klar daraus hervor, daß Tennyson in dem Liede das Wort nicht „pilot“, wie es sonst geschrieben wird, sondern mit einem großen P („Pilot“) geschrieben habe.

— Der britische Botschafter in Konstantinopel hat gegen vielfache Verkrümmelung des Neuen Testaments seitens der türkischen Pressensur, sowie gegen die Beschränkungen des Verkaufs von Bibeln, Unterdrückung von protestantischen Gesangbüchern und andere kleinliche Akte der Verfolgung gegen eingeborene Protestanten bei der türkischen Regierung protestirt. Der türkische Unterrichtsminister versprach, die Angelegenheit in Betracht zu ziehen.

— Wie schon neulich mitgetheilt, soll eine Union zwischen der römischen und der griechisch-katholischen Kirche angebahnt werden.

Die römisch-katholischen Blätter in Rom sammeln eifrig alle Aussprachen der griechisch-katholischen Blätter über eine etwaige Vereinigung der beiden Kirchen. Ein Zeichen, daß der Papst in Rom die Sache wünscht, natürlich wenn er oben bleibt.

Papst Leo XIII. ist, wie ein W. Bl. richtig meint, mehr Staatsmann als Kirchenmann. Die Zeit seines Regiments gehört zu denen, in welchen in besonderer Weise deutlich hervortritt, daß das Wort „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ auf die römische Kirche schlechterdings nicht paßt.

Sollte diese Union zu Stande kommen, so würde sie wohl auch nur so lange bestehen, als die zeitweiligen politischen Interessen und Verbindungen dauern, aus denen sie hervorgegangen. Schon früher im Jahre 1439 wurde eine derartige Union geschlossen. Als die aus dem Abendlande erwartete politische Hülfe für Konstantinopel ausblieb, löste sie sich auf.

— Der Papst hielt am Weihnachtsfeste seinen „weltlichen“ Soldaten eine Rede und verstieg sich dabei zu der „Prophezeiung“, es werde die Zeit kommen, daß seine „Soldaten“ ihn im Triumph durch die Straßen Roms begleiten werden.

— Wie aus Palästina mitgetheilt wird, soll der Bau einer deutschen evangelischen Kirche zu Haifa an der Küste Palästinas halb begonnen werden, nachdem ein Mitglied der dortigen Gemeinde und ein deutscher Gönner beträchtliche Summen dazu beigetragen haben. Haifa erhält

nun auch Bahnverbindung mit Damaskus. — In Jerusalem ist Streit entstanden zwischen der deutschen und englischen Gemeinde. Diese beiden besitzen einen gemeinsamen Kirchhof. Als nun der englische Bischof Blyth einer englischen Missionsgesellschaft einen Theil des Kirchhofs als Baugrund für eine Schule überwies, erhoben die Deutschen Einsprache.

— Aus Bombay, Ostindien, kam neulich folgende wunderjame Meldung: Alexander Russell Webb, der kürzlich sein Amt als amerikanischer Consul in Manila niedergelegt hat, um als Prediger der Lehren Muhameds aufzutreten, sammelt jetzt in Hyderabad und anderwärts Gelder, um muhamedanische Missionäre nach den Ver. Staaten zu senden und womöglich ganz Amerika zum Islam zu bekehren. — Dazu wird aus New York neuerdings berichtet: Alexander Russell Webb, ein zur Religion Muhameds übergetretener Amerikaner, befindet sich jetzt hier, um dem Islam auch unter den civilisirten Christen des Westens Eingang zu verschaffen. Reiche Muhamedaner in Indien haben ihn für seine Sendung ausgerüstet und die Summe von \$150,000 für die Errichtung einer Moschee in den Vereinigten Staaten hergegeben.

Jubiläumsfeier.

Am 1. d. M. waren 25 Jahre verflossen, seit Herr Pastor Th. Jäckel sein Amt an der hiesigen Gnadengemeinde angetreten hatte. Am Sonntag Invocavit 1868, der in jenem Jahre auf den 1. März fiel, war er von Herrn Pastor Bading als Nachfolger des seligen Pastor Mühlhäuser in dasselbe eingeführt. Da es als eine besondere Gnade anzusehen ist, die der liebe Gott einer Gemeinde und ihrem Pastor erweist, wenn er sie eine so lange Zeit im Segen bei einander erhält, so wollte die liebe Gnadengemeinde, der mit ihrem Hirten Gott diese Gnade erwiesen, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, öffentlich dem Herrn die Ehre zu geben und zu danken für die ihr und ihrem treuen Seelsorger bewiesene Freundschaft.

Sie hatte zu dem Ende in aller Stille einen Festgottesdienst vorbereitet, der am genannten Tag, Mittwoch, Abends halb 8 Uhr, in ihrem Gotteshause abgehalten wurde. Dasselbe war bis auf den letzten Platz gefüllt; der Altar und Altarraum war lieblich mit Blumen und anderen Topfgewächsen geschmückt. Nach dem von einem Streichquartett unter Orgelbegleitung vorgetragenen wundervollen Largo von Handel stimmte die Gemeinde das Lied an: „Bis hieher hat mich Gott gebracht,“ worauf Herr Pastor Bading ein Gebet hielt und den 103. Psalm vorlas. Unter dem Gesang eines von dem Männerchor der Gemeinde vorgetragenes Stückes, an welchem der in seiner Choralmelodie hineinbertobene Vers: „Ach bleib mit deiner Treue“ uns besonders wohl gefiel, bestieg Herr Prof. Hönecke die Kanzel und hielt die Jubiläumspredigt über Gal. 4, 13—15, worin er zeigte, wie der Jubilar durch Gottes Gnade sich als ein treuer Hirte seiner Gemeinde erwiesen, indem er redlich ihr gedient mit Gesetz und Evangelium, um den Gliedern derselben ein Gehülfe zu sein zur Seligkeit. — Nach einem ferneren Gesangsvortrag — „Lobe den Herrn, meine Seele“ — von Seiten des gemischten Chors hielt Hr. P. Bading, anknüpfend an das Wort des Herrn zu Abraham: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein“ vor dem Altar noch eine Ansprache an den Jubilar. — Nur ertönte der liebliche Gesang eines Kinderchors: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, worauf aus der Reihe der dem Altar gegenüber sitzenden Herren Vortreter sich der Präsident der Gemeinde, Herr Andrä, erhob und mit passenden Worten dem Jubilar in einem Couvert die Jubiläumsgabe der Gemeinde überreichte, bestehend in einem Geldgeschenk. — Im Innersten bewegt sprach der also geehrte Jubilar der Gemeinde, die ihm dies Fest bereitet und allen, die bei demselben mitgewirkt, seinen tiefgefühlten, herzlichen Dank aus. Nach einem nochmaligen Gesang Seitens des Männerchors sprach der Jubilar den Segen des Herrn über die Gemeinde, die nun mit dem Gesang des Verses: „Hilf ferner auch, mein treuer Hort“ den Schluß des Festgottesdienstes machte, worauf die ganze versammelte Gemeinde an dem im Altarraum stehenden Jubilar vorüberzog und jedermann ihm Glück wünschend die Hand schüttelte.

Nach dem Gottesdienst fand der zweite Theil der Festfeier statt in den unter der Kirche gelegenen Schul-

räumen. Derselbe bestand zunächst in Ueberreichung werthvoller Geschenke von Seiten der Gesangsvereine und des Frauenvereins der Gemeinde. Die ersteren berehrten dem Jubilar ein prachtvolles Cylinders-Bureau und letzterer ein Dining-room set nebst einem kostbaren Besteck enthaltend je ein Duzend maß- silberner Gplöffel, Theelöffel, Messer und Gabeln. In fröhlicher, zwangloser Unterhaltung blieb eine große Zahl der Festtheilnehmer noch bis nach Mitternacht beisammen, sich unter anderem ergötzend an den Gesangsvorträgen, die einige renommirte Solisten zum Besten gaben.

So verlief das schöne Fest in lieblicher und würdiger Weise. Eins nur ist, das uns leid gethan hat; nämlich dies, daß in Folge den Wissenden auferlegten Schweigens unserer Milwaukee = Stadtkonferenz die Gelegenheit genommen war, sich als solche offiziell an diesem einem ihrer ältesten und würdigsten Glieder bereiteten Feste zu betheiligen. Wir mußten, nachdem wir am Morgen aus den Zeitungen erfahren, was bevorstehe, uns darauf beschränken, persönlich und privatim dem verehrten Jubilar unsere Glückwünsche darzubringen. Schreiber dieses konnte sich nicht versagen, als aus dem Sinn unserer Konferenzbrüder heraus demselben nachfolgende in der Eile flüchtig hingeworfene Verse zu widmen:

Lieber Bruder Jubilar,
Der du fünfundzwanzig Jahre
Nun durch Gottes Gnade und Gunst
An der Gnadenkirche stundst.
Mit dir wollen wir erheben
Deffen Namen, der gegeben,
Daß so lang an diesem Ort
Du verkündiget sein Wort;
Viele Seelen unterwiesen
Auf dem Lebensweg, gepriesen
Unser Gottes Nam und Ruhm
Durch sein Evangelium.
Er wird auch in Gnaden legen
Auf dein Wirken deinen Segen,
Daß im Himmel wird erschaut,
Was du treulich hier gebaut.
Er wird einst zum Gnadenlohn
Schenten dir die Ehrenkrone:
Als ein Führer zu dem Herrn
Sollst du leuchten wie ein Stern.
Doch wir hoffen, daß beschieden
Dir noch lange Zeit hienieden,
Hinzumeilen auf den Steig,
Der führt in das Himmelreich.
Gebe Gott dir Kraft und Stärke,
Fortzufahren in dem Werke,
Das zwar vor der Welt gering,
Doch vor Gott ist köstlich Ding.
Zeuge ferner, wie zu finden
Sich Vergebung aller Sünden
In dem ein'gen Gotteskamm,
Das dort lilt am Kreuzestamm.
Predige noch lange Zeiten
Den dir anvertrauten Leuten:
Die ihr wollet selig sein,
Bauet auf die Gnade allein.

Kirchweihe.

Der 29. Januar war für die evangel. = luth. Immanuel = Gemeinde zu Marshfield, Wis., ein großer Freudentag; denn an diesem Tage durfte sie ihr neuerbautes prächtiges Gotteshaus dem Dienste des Herrn weihen. Die Schwestergemeinden von McMillan, Spencer und Neilsville (letzte per Extrazug) hatten sich zahlreich eingefunden, um sich mit der Festgemeinde über das vollendete herrliche Werk zu freuen und Gott zu loben und zu danken. Es wurden drei Gottesdienste abgehalten, in welchen Prof. A. F. Ernst von Watertown, P. B. Ungrodt von Medford und P. C. Gausewitz von St. Paul predigten. Letzterer predigte in dem am Abend abgehaltenen Gottesdienst in englischer Sprache. Die beiden Gesangsvereine der Gemeinden sowie der Chor der Gemeinde zu Neilsville trugen viel zur Verschönerung der Gottesdienste bei durch den Vortrag von herrlichen Chorliedern. Die bei dieser Gelegenheit erhobenen Collecten ergaben die schöne Summe von \$250.00.

Die Kirche ist solid aus Backsteinen gebaut, 40x65 Fuß, mit Altarnische 18x20 und vorspringendem Thurm 16x16 und 114 Fuß hoch. Zwei Glocken rufen die lutherischen Christen zu den Gottesdiensten. Erleuchtet wird die Kirche durch einen Kronleuchter mit 24 elektrischen Flammen und 10 einzelnen elektrischen Lampen. Zwei Furnaces liefern die nöthige Wärme.

Die Gesamtkosten des Baues belaufen sich auf ungefähr \$10,000, welche Summe zum größten Theil durch Unterschriften gedeckt ist.

Ein wunderbares Wachstum hat die Gemeinde erfahren. Vor 7 Jahren, als der jetzige Pastor einem Ruhe nach Marshfield folgte, zählte die Gemeinde ungefähr 25 Familien und heute ist sie durch Gottes Gnade zu einer Gemeinde von 140 Familien herangewachsen. Dem Herrn allein die Ehre. T.

Dringende Bitte.

Die Reisepredigerkaffe ist erschöpft; selbst für den Monat Februar bin ich nicht im Stande gewesen, alle fälligen Gehälter an die Reiseprediger auszusahlen. Wenn die Reiseprediger, besonders diejenigen, welche ganz für ihren Unterhalt auf diese Kaffe angewiesen sind, nicht regelmäßig ihren Gehalt erhalten, so können sie nicht an den ihnen angewiesenen Orten bleiben, und die Arbeitsfelder müssen dann aufgegeben werden. Wer durch Einsendung von Collecten für die Reisepredigerkaffe solchen Rückschritt verhindern kann, wird es thun, so bald er erfährt, daß solche Gefahr droht. Darum bittet der Unterzeichnete herzlich alle Pastoren und Gemeinden unserer Synode, sonderlich diejenigen, welche im Laufe des letzten Jahres wenig oder nichts für die Reisepredigerkaffe collectirt haben, sobald als möglich Collecten für die Reiseprediger einzusenden zu wollen. Wir werden ja in Gottes Wort vermahnt, Gal. 6, 10.: Als wir denn nun Zeit haben, so laßt uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen, und Off. 3, 2.: Sei mager und stärke das Andere, das sterben will. In der Erwartung, daß auch hier des Herrn Jesus Wort sich erfüllen wird, der da sagt: Bittet, so wird euch gegeben, bin ich gewiß, daß unsere Arbeit nicht zu Schanden werden wird.

E. M a p e r h o f f.

Kassierer und Superintendent für Reisepredigt

Veränderte Adresse.

Rev. H. R n u t h, 1172 10. Str., Milwaukee, Wis.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt:

Jahrg. XXVIII: P. P. Gieschen \$15.75, Mousfa, Schütte je \$1.05, Reibel 56c; die Herren Kassaß \$22.50; Schaffer, Wetzel, Krüger je \$1.05.
Jahrg. XXVII: P. P. O. Koch 35c, Rommensen \$15.
Jahrg. XXVII—XXVIII: P. J. G. Dehler \$2.10 (incl. C. Berger), \$2.10.
Jahrg. XXVI—XXVIII: P. Ohbe \$2.10, \$5.25, \$7.35.
T. J. Käfel.

Für das Seminar:

P. Ave-Lallemeit, Kirchencollecte der Gem. in Morrison \$17.87.

Für die Anstalten:

P. Gausewitz, Collecte \$10.

Für das Reich Gottes:

P. H. Hillemann, von der Gem. in Menominee, Mich., \$4.58, von der Gem. in Marinette, Wis., \$8.15.

Für arme Studenten:

P. Käfel, von Frau B. Conrad \$2, und vom Frauenverein der Gnadenem. \$10; P. Rommensen, von Geo. Bahlbach \$1; P. Gieschen, Coll. der Friedensgem. am S. Inocavit \$9.58; P. Spiering, Coll. auf der Hochzeit von Dav. Williams mit Emma Freitag \$3.25.

Für den Seminar-Neubau:

P. Käfel, von Mr. Niebe (u. f. Tochter) \$2, Mr. Weber \$10, Mrs. Conrad \$2, Barß \$1, Brunner \$2, Klei jun. \$2, A. Dargatz \$2.
P. Machmüller, Theil einer Hauscollecte der Gemeinde in Manitowoc \$146, nämlich von: Joh. Grimm, Joh. Mahnke, Fr. Boldt, Joa. Meyer, K. Bric jun., Joh. Meyer, Joa. Korien, Joh. Schramm, Joh. Bull, Joh. Fröhke, Aug. Brey, Ed. Brey, J. Bric sen., Aug. Abel, Ed. Lüth, K. Beckmann, Fr. Legen, Otto Kłoscinski, Hein. Mahn, Chr. Kansier, K. Schellen, Joh. Krüger, N. A., K. Wölkert, Joa. Pingel, K. Bul je \$1, Joh. Schäfer, Franz Juse je \$25, Hein. Kansier, Ernst Carstens, Fr. Brose jun., Wilh. Gomoll, W. Tech, Aug. Müller, Fr. Meyer, Aug. Behn, Joh. Wolf je \$2, Aug. Pohl, Wilh. Fricke, Jul. Schreide, Joh. Dramm, Herrn. Kofe, L. Barthe je \$5, Aug. Riek, Rob. Wismann, Aug. Annus je 50c, Herrn. Strothoff, Frau Kiel je \$3, Aug. Wahne sen. \$4, Gottl. Gehrte \$1.50, Wilh. Feuerpeil \$10, jun. \$146.00.
P. Greve, vom werthen Frauenverein der Lucasgem. in Kewaskum \$10.
P. Ave-Lallemeit, 1. Theil der Hauscollecte der Parochie Morrison \$184.50, nämlich von: Ferd. Lemte \$25, Fritz Brandenburg, Vater Carl Lemte, Vater Carl Ahlenfeldt, Wilh. Wiedenhöft je \$2, Vater Gottl. Dornreich, Carl Köpfer, H. Runge, Wilh. Uecker, Christ Zich, Herrn. Treichel, Fritz Zich, G. Klostermann, Joh. Gehrte je \$5, Ferd. Dornreich, Joh. Fried. Lemte je \$10, Wittwe S. Schröder, Vater Carl Lamerenz,

Frau Otto, Frau C. Gustmann, Marr Falk, Vater Fr. Uefer, Joachim Neels, Vater Gottl. Wiedenhöft, Wittwe Caroline Lemte, Vater Ch. Zich, Vater Conrad, Vater Aug. Runge, Otto Klüber je \$1, Ferd. Lamerenz, Aug. Treichel, Aug. Griebentrog je \$4, Vater H. Eichhorst 50c, Joh. Lemte \$30, Joh. Falk \$8, Philipp Falk \$20, Vater Fritz Brandenburg, Aug. Lemte je \$1.50, jun. \$184.50.

P. Aöc, Hauscollecte der Gemeinde in Ironia \$26.50, nämlich von: W. Weide, A. Braasch, F. Genz, Mutter A. Jäger, F. Braasch je 50c, J. Küster, F. Schumacher, F. Schmidt, W. Degner jun. je \$3, K. Degner, A. Jäger je \$2, L. Hübner, W. Degner sen., W. Fischer je \$1, K. Jäger \$5 jun. \$26.50.

P. v. Rohr, von Mr. C. Viesenz \$10.
P. Gieschen, Hauscollecte in Plattville, Ill., \$12, nämlich von: Lühbenns Eilemann \$1, Großmutter Flesner \$2, von den Jünglingen unseres Kleinen Gemeindeleins: Diebich Eislamp, Hemmo Christians, Wilhelm Christians, Hinrich Hinrichs, Fritz Demien, Hinrich Langhoff, Popäus Demerts, Georg Becker je \$1, Marten Hinrichs, Jelsche Jelschen je 50c, jun. \$12.

P. Ohbe, Theil einer Hauscollecte in der Gemeinde zu Whitewater \$40.25, nämlich von: Aug. Butte, Wilh. Mathews, je \$5, Herrn. Fredrick \$3, Aug. Schimmel \$2.50, Jul. Ganton, Aug. Storch, Wilh. Thoms, Fried. Hell, Aug. Garbrecht, Gustav Dickschhoff je \$2, Fried. Niesenberg, Aug. Wolsti, Fried. Rapse, Jul. Mathews, Carl Jahnke, Fried. Gröhler, H. Bentz je \$1, Fr. Lina Malwitz 50c, Wilh. Malwitz 25c, per. Beitrag \$5, jun. \$40.25.

P. Spiering, Fortk. der Hauscoll. in Manchester \$5.75, nämlich von: Pahl, Kumpfer je \$1, A. Riekmann 75c, Marwitz, Streich, Schieß, Wittwe Lonn je 50c, W. Silgmann, Milbrath, G. Sell, Böttcher je 25c. (Fortf. folgt.)

P. Goldammer, per. Beitr. \$10, Mr. C. F. Schmidt \$5. T. J. Käfel.

Für arme Studenten: Von P. Bod in Waterloo, gesammelt auf der Hochzeit von C. Bröckmann und Emilie Zich \$4. E. A. N o t z.
Milwaukee, Feb. 28. 1893.

Erhalten für die College-Kasse: Durch P. A. Pieper, Coll. der St. Marcusgem. in Milwaukee \$14, P. L. B. Mielke, Abendmahlscol. der Zionsgem. in Theresa \$2.50, P. Ch. Aöc, Coll. der St. Paulsgem. in Ironia \$21.50, die Namen der Geber sind folgende: W. Weide, A. Braasch, F. Genz, Mutter A. Jäger, F. Braasch je 50c, E. Degner, L. Hübner, W. Fischer je \$1, J. Küster, F. Schumacher, F. Schmidt, A. Jaeger, W. Degner sen., W. Degner jr. je \$2, C. Jaeger \$4, jun. \$21.50, P. F. Günther, Abendmahlscol. von Deconomoc \$5.87. F. W. A. N o t z, Kassierer.
Watertown, den 24. Feb. 1893.

Für die Synodal-Kasse: P. F. Greve, Theil der Coll. vom Frauenverein \$3, per. B. \$1, P. G. Sarmann, nachträglich aus Eldorado von C. Dahlke \$1.

Für die Indianer-Mission: P. Theo. Hartwig, Coll. von einem Missionsgottesdienst \$24. C. Domibat.

Dank.

Im Namen der Gemeinde von Wauegan, Ill. sage ich dem werthen Frauenverein von P. Jaeger's Gemeinde, für die zur Einweihung unserer Kirche geschenkten Abendmahlsgeräte, sowie auch dem werthen Frauenverein von P. Dornfeld's Gemeinde in Kenosha, für die bei derselben Gelegenheit uns geschenkte Altardecke den herzlichsten Dank. Gott segne die freundlichen Geber. J. S. Koch, P.

Büchertisch.

Alle hier angezeigten Schriften und Bücher sind zu beziehen durch unsere Synodabuchhandlung unter der Adresse: „Northwestern Publ. House“, 310 3. Str., Milwaukee, Wis.

Verhandlungen der ev.-luth. Synodalkonferenz von Nord-Amerika zu New York. Anno Domini 1892. Preis 20c portofrei.

Diese Verhandlungen der Synodalkonferenz sind von großer Wichtigkeit zunächst wegen des behandelten Lehrgegenstandes; der Unglaube der Verlorengelobten ist allein ihr eigenes Verschulden; jedoch wegen der Geschäftsverhandlungen, unter denen der Bericht über die Regemission eine hervorragende Stelle einnimmt.

Im Verlag des Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. erschienen:

Von den Pflichten der Familie und der Kirche in der christlichen Erziehung der Jugend, damit sie beim Wort erhalten und selig werde. Ein Referat für die Lehrverhandlungen des Illinoisdistrikts der ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St., während der Sitzungen desselben in den Jahren 1891 und 1892, bargelegt von L. Hölter. Auf Beschluß des Distrikts in Buchform herausgegeben. IV und 182 Seiten, steif broschirt, 40c portofrei.

Verlag der Pilgerbuchhandlung, Reading, Pa.: „Triumph! Triumph! Das Grab ist leer!“ Festgesang auf das heilige Osterfest. Für gemischten Chor. Mit Vorwort von C. Wonnberger. II. Aufl. Preis: einzeln 25c portofrei, das Duzend \$1.75 portofrei.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. i. n. N a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.

Alle Mittheilungen für das Blatt und Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. E. A. N o t z, Lutheran Seminary, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen und Gelder sind zu adressiren: Rev. T. J. Käfel, Milwaukee, Wis. Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.